



VON
BÜCHERN
UND MENSCHEN

FESTSCHRIFT
FEDOR VON ZOBELTITZ

zum 5. Oktober 1927

überreicht

von der Gesellschaft der

Bibliophilen

*

GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN

WEIMAR MCMXXVII

564135-C

EIN KAISERLICHER BIBLIOPHILE

VON DR. RUDOLF PAYER VON THURN

Die wenigsten meiner Leser werden erraten, von wem ich unter dieser Überschrift zu erzählen gedenke. Und wenn der Name zum erstenmal gefallen sein wird, dürfte mancher erst recht verwundert den Kopf schütteln: Was, der Mann? „Man konnte es wirklich als einen Beleg für die Unwissenheit und Unbildung Kaiser Franz I. von Österreich anführen,“ meint Graf Schack in seinen Erinnerungen (I 156), „daß er, als Chateaubriand ihm vorgestellt wurde, zu demselben sagte: „Ah! Monsieur de Chateaubriand, n'est-ce pas, vous êtes celui, qui a écrit — qui a écrit — quelquechose“.

Wenn diese Begegnung wirklich stattgefunden haben sollte, so konnte es nur im Oktober 1822 auf dem Kongreß zu Verona gewesen sein, wo der Dichter sein Vaterland Frankreich als Gesandter vertrat. Man versetze sich einmal in die Lage: in einem großen Saale, in dem sich zahllose Kerzen in goldgestickten Uniformen mit Ordenssternen spiegeln, wird dem Kaiser unter vielen anderen vorgestellt: „Monsieur le Comte de Chateaubriand, Ambassadeur de Sa Majesté le Roi de France.“ Wem von uns ist es in einer ähnlichen Situation nicht schon begegnet, daß ihm ein Name oder ein Büchertitel, der ihm, wie man zu sagen pflegt, auf der Zunge lag, nicht eingefallen ist? Als diese Worte fielen, standen nämlich Chateaubriands Werke längst in schönen Kalblederbänden in der Privatbibliothek des Kaisers.

Ob er aber überhaupt davon gewußt, ob er sie je in der Hand gehabt hat? Ob sie nicht sein gelehrter Bibliothekar angeschafft und aufgestellt hat, ohne daß der Besitzer der Bibliothek sich darum gekümmert hätte, wie das bei hohen Herren wohl vorkommt?

Nun, aus untrüglichen Äußerungen der unmittelbar Beteiligten wissen wir genau, daß nicht das unbedeutendste Hefstchen ohne ausdrückliche Bewilligung oder Anordnung des Kaisers angeschafft werden durfte, und daß er auch zur Zeit, als seine Büchersammlung schon zu einem recht ansehnlichen Umfang gediehen war, sogar den Standort der meisten Bücher im Gedächtnis hatte.

Dem heutigen Leser, namentlich demjenigen, der mit der Biographie Grillparzers vertraut ist, wird sofort eine merkwürdige Parallelstelle einfallen. Fast genau zehn Jahre später, am 11. April 1833 empfängt der Kaiser den Dichter, der zum

ersten Male in der Audienz erscheint, mit den Worten: „Sind Sie der Nämliche, der Autor ist?“ In anderer Stelle¹ habe ich nachgewiesen, wie der Kaiser mit der so furchtbar naiv und ungelentk anmutenden Frage nichts anderes getan und beabsichtigt haben mochte, als den Dichter in echt österreichisch-gemüthlicher Weise ein wenig zu „frozeln“, indem er dieselben Worte wiederholte, mit denen Grillparzer am 1. Dezember 1821 (also kaum ein Jahr vor dem Kongreß von Verona!) sein Gesuch um die Skriptorstelle in der Privatbibliothek des Kaisers eingeleitet hatte: „Der Schreiber dieses Gesuches, Franz Grillparzer, ist derselbe, der durch mehrere theatralische Arbeiten, als: Die Ahnfrau, Sappho, Medea, das Glück gehabt hat, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen...“

Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten. Der kaiserliche Bibliothekar Daniel Nessel (1630 bis 1700), der Nachfolger des berühmten Lambek, läßt unter sein Bild die griechische Devise stehen: *ΑΛΛΟΙ ΜΕΝ ΙΠΠΩΝ ΑΛΛΟΙ ΔΕ ΟΡΝΕΩΝ ΑΛΛΟΙ ΘΗΡΙΩΝ ΕΡΩΣΙΝ ΕΜΟΙ ΔΕ ΒΙΒΛΙΩΝ ΚΤΗΣΕΩΣ ΕΚ ΠΑΙΔΑΡΙΟΥ ΔΕΙΝΟΣ ΕΝΤΕΤΗΚΕ ΠΟΘΟΣ*, zu deutsch etwa: Der eine hat eine Vorliebe für Pferde, der andere für Vögel, wieder ein anderer für wilde Tiere, mir aber ist von Kindheit an eine geradezu dämonische Leidenschaft für die Bücher angeboren. Dabei erinnern wir uns an die Bilder von Prinzen, die sich mit ihrem Lieblingshund malen lassen. Von dem Knaben Gotthold Ephraim Lessing aber erzählt uns sein Bruder Karl eine hübsche Anekdote: Der Maler wollte den Knaben mit einem Käfig malen, in welchem ein Vogel saß. Aber dieser Vorschlag erregte seine ganze kindische Mißbilligung: „Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen“, sagte er, „oder ich mag lieber gar nicht gemalt sein.“ Es blieb nichts übrig, als sich dem Willen des kleinen Bücherfreundes zu fügen, von dem noch später die Eltern ihren jüngeren Kindern und besuchenden Freunden beim Anblick dieses leider verlorenen Bildes erzählen. (Adolf Stahr, Lessing I 9.)

Erhalten ist dagegen ein Bild des etwa achtjährigen Kronprinzen Franz im Schlosse Schönbrunn², wie er den rechten Arm auf einen Tisch stützt, auf dem eine Reihe alter Lederbände steht und liegt, während auf dem Boden daneben ein großer Globus sich breit macht.

¹ Grillparzer über sich selbst. Ein Altensaszikel zusammengestellt von Dr. Rudolf Payer v. Thurn. Wien, Amalthea-Verlag, 1922. Nr. 7.

² Karl Kobald, Schloß Schönbrunn. Amalthea-Verlag, 1924. S. 218.

Haben wir es hier etwa nur mit einer kindischen Laune oder gar einem byzantinischen Einfall des Malers zu tun, oder steckt vielleicht doch etwas mehr dahinter?

Lassen wir darum Zeugnisse aus der Kindheit des Kaisers sprechen, wie sie Cölestin Wolfsgruber in seinem Buche Franz I. gesammelt hat: „Du kannst hier auch genug angenehme Bücher finden, mit welchen du dich, wenn du wirst genug gespielt haben, unterhalten kannst“, schreibt der achtjährige Prinz am 2. Mai 1778 an seinen Bruder Ferdinand in einem Briefe, in dem er ihn einlädt, aufs Land hinaus zu kommen. Ein Jahr darauf vermittelt ihm sein Erzieher Graf Colloredo die Kenntnis von Zeilen aus Lessings Briefen die neueste Literatur betreffend, „bei welchen ich stets seine eigenen Gedanken suche, so selber öfters ganz gut und überlegt macht“. Wem wird es heute wohl einfallen, einen neunjährigen Knaben mit Lessings Literaturbriefen zu quälen? Dagegen klagt sein militärischer Mentor Manfredini 1779, daß Franz das Militär geradezu scheue. Als der siebzehnjährige Jüngling auf den Wunsch seines kaiserlichen Oheims von Florenz nach Wien übersiedeln muß, um unter dessen Augen auf seinen künftigen Herrscherberuf vorbereitet zu werden, da packt er selbst vor allem seine Bücher ein: am allerersten griff er zum Tacitus, es folgten u. a. Plutarch, Dio Cassius, Sully, Montesquieu; seinen „geschmuck“ aber läßt er seinem Bruder Ferdinand zurück. „Wäre es nach dem Willen Franzens gegangen,“ sezft der Berichterstatter auf, „so würde aus ihm ein Gelehrter geworden sein.“

Noch ein Zug verdient hervorgehoben zu werden: Man hat oft vorausgesezt, daß dem Kaiser, der in Italien geboren und an einem italienischen Hofe aufgewachsen ist, deutsches Wesen eigentlich fremd gewesen sei, daß ihm von Hause aus italienische Sprache und Literatur näher gestanden sein müsse. Als ihm nun eines Tages der Erzieher Paalzow „Politische und gelehrte Anekdoten unserer Zeit“ mit dem Ausdruck des Bedauerns in die Hand gibt, daß sie deutsch geschrieben seien, antwortet der junge Prinz schlagfertig: „Ich lese wohl lieber deutsch als wällisch, denn außer dem Dante kenne ich kein Buch, alle sind mir abgeschmackt.“

Er war kaum einige Monate in Wien, als Colloredo schon am 19. Februar 1785 dem Kaiser von seinem Neffen melden konnte: „Er hat den Gedanken gefaßt, sich eine Bibliothek zusammen zu sezen.“ Sein ganzes Taschengeld verwendet der junge Kronprinz zum Ankauf von Büchern.

Gleichzeitig erwacht auch das Interesse für graphische Blätter. „Franz hat auf

einmal die Lust gefaßt, sich Kupferstiche anzuschaffen“, heißt es in einem Berichte vom 18. Mai 1785. Mit solchem Eifer versenkt sich der siebzehnjährige Jüngling in den Gegenstand seiner neuen Liebhaberei, daß der Erzieher ernstlich besorgt wird und eindringlich mahnt, die Augen zu schonen. Aus dieser Beschäftigung ist die Porträtsammlung hervorgegangen, die wenige ihresgleichen hat. Die Geschichte der Porträtsammlung hat mein jüngerer Kollege Wilhelm Beeß in der Festschrift zum zweihundertjährigen Bestande der Nationalbibliothek (S. 59 bis 73) dargestellt.

Das systematische Sammeln von Kupferstich-Porträts ist jedenfalls so alt als die Kupferstichkunst selbst. Prinz Eugen von Savoyen z. B. hat eine musterhaft geordnete und prächtig abjustierte Porträtsammlung hinterlassen, die nach seinem Tode in die kaiserliche Hofbibliothek übergegangen ist. Neue Nahrung, frisches Blut hat diese Liebhaberei aber aus den Bestrebungen Johann Caspar Lavaters gezogen, die, wie wir wissen, besonders an den deutschen Höfen Wurzel gefaßt haben. Da ist es nun interessant, zu beobachten, daß unmittelbar bevor der junge Prinz seine Kupferstichsammlung begründet, im Jahre 1784, der zweite Band der verkürzten Physiognomischen Fragmente von Johann Michael Armbuster erschienen war. Hinzukommen mochte noch die Erwägung, daß Physiognomien-Gedächtnis und Physiognomien-Beurteilung ein wesentliches Erfordernis für den künftigen Beherrscher eines großen Reiches war, der viele Menschen zu sehen, mit vielen zu sprechen berufen war.

Der Direktor des kaiserlichen Münz- und Antikenkabinetts Anton von Steinbühl, der beim Kaiser in hoher Gunst stand, erzählt in seinen (ungedruckten) Memoiren das folgende hübsche Geschichtchen von den physiognomischen Studien des Kaisers aus späterer Zeit:

„Einmahl kam der Kaiser mit den Erzherzoginnen an einem Sonntag nachmittags in das Cabinet, und richtete gleich die Worte an mich: .jezt zeigen Sie mir die Münzen Trajans und Domitians und Nero's, wo die Köpfe gut erhalten: denn da sind die Meinungen der Leute so verschieden, die Einen sagen daß der Napoleon dem Trajan, die anderen daß er dem Nero und noch die anderen daß er dem dritten gleiche.' Man hat da und namentlich die kaiserliche Sammlung eben so prachtvoll erhaltene als gearbeitete Stücke.

Der Kaiser, der den Napoleon wahrhaftig genug von Angesicht zu Angesicht

kannte, betrachtete die Stücke aufmerksam: „Nein, dem Trajan gleicht er nicht, auch nicht dem Domitian, aber dem Nero noch am meisten.“

Kaiser Franz hatte in seiner Privatbibliothek, wo er in der Regel nach dem Speisen wenigstens durchkam, ein Ölgemälde Napoleons, Geschenk desselben. Es war an einer Tapentür befestigt. Das Holz warf sich und krümmte sich, und das Gemälde bildete einen sich wölbenden Bauch: ein Beamter aus der Bibliothek erzählte mir, wie der Kaiser immer nachdenklich vor dem Gemälde stille gestanden, und es betrachtet habe, bis er es dann wegnehmen ließ.“

Mehr als ein Menschenalter später hat dann eine merkwürdige Verkettung von Umständen dem alten Kaiser, wenige Jahre vor seinem Tode, die ganze Sammlung Lavaters selbst in die Hände gespielt. In einem Generalbericht des Bibliothekars Kloyber vom 28. November 1831 steht darüber zu lesen:

„Sie enthält unter ihren 22000 Stücken auch eine ziemliche Anzahl von Porträten. Das Andere sind meistens physiognomische Ideale, worunter sich besonders viele Christusköpfe finden. Es sind nicht selten recht schöne Zeichnungen darunter. Aller Wahrscheinlichkeit nach mag diese Sammlung dem seligen Lavater als Vorbereitungs-Studium und selbst als Material zu seinen großen physiognomischen Werken gedient haben; und würde in dieser Beziehung für sich ein interessantes Ganzes bilden. Aber diese zahlreiche Sammlung existiert noch kein Verzeichniß, auch konnte sie bis jetzt wegen Mangel an Raum nicht gehörig aufgestellt werden.“

Zu diesem Punkte des Berichtes resolviert der Kaiser:

„Die Lavatersche Sammlung werde Ich selbst ansehen und dann bestimmen, wie sie allenfalls zu ordnen sey. Wien 3. Dez. 1831 Franz“

Dazu ist es bis heute nicht gekommen. Nach hundert Jahren entbehrt diese einzigartige Sammlung noch immer eines wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Kataloges. Schuld daran ist der Umstand, daß mit dem Tode des Kaisers Franz das persönliche Interesse des Besitzers der Bibliothek erloschen war und die Verwaltung des kaiserlichen Privatvermögens, der die Bibliothek unterstellt wurde, nur das eine Ziel vor Augen hatte, den Personal- und Sachaufwand möglichst zu verringern.

Am 20. Jänner 1790 war Joseph II. gestorben. Kaum mehr als zwei Jahre später, am 1. März 1792, war ihm sein Bruder Leopold II. im Tode gefolgt. Wenige Tage nach seinem vierundzwanzigsten Geburtstage mußte also Franz den Thron seiner Väter besteigen zu einer Zeit, da die Welt aus den Fugen zu gehen schien. Für man-

chen anderen hätte dies einen Abschied von seiner Jugendliebhaberei bedeutet. Für ihn hatte diese Veränderung seiner äußeren Stellung vielmehr die Bedeutung, daß ihm von nun an reichere Geldmittel zur Entfaltung einer großzügigen Sammeltätigkeit zu Gebote standen. Hatte er aber bisher weniger Geld und mehr Zeit darauf verwenden können, so war jetzt der umgekehrte Fall eingetreten, es mangelte die Zeit. Wieviel Zeit der junge Kronprinz auf seine Sammlungen verwendet haben mußte, zeigt am besten ein Blick in einen starken Folianten, der sich in der späteren Familien-Fideikommissbibliothek, die heute als „Porträtsammlung“ einen Teil der Nationalbibliothek bildet, erhalten hat. Er ist durchaus von Franz eigenhändig geschrieben und läßt deutlich die Entwicklung der Handschrift von dem Knabenhaft unfreien Anschluß an die Vorlagen des Schreiblehrers bis zur Ausbildung der individuellen Handschrift verfolgen. Der Band enthält den ersten, alphabetischen Katalog der Porträtsammlung. Bei genauem Zusehen erkennen wir aber, daß wir es nicht mit der Katalogisierung vorhandener Bestände zu tun haben, sondern daß hier nur der Entwurf, gewissermaßen das Endziel der Sammlung, die Übersicht des erst zu sammelnden vorliegt, in der die tatsächlich erworbenen Blätter mit einem Bleistiftkästchen gekennzeichnet werden. Welch eine erstaunliche Belesenheit aber war erforderlich, dieses Verzeichnis zusammenzustellen! Die alphabetische Ordnung ist keine strenge, lediglich die Anfangsbuchstaben des Namens sind maßgebend, ein Beweis dafür, daß das Verzeichnis nicht etwa aus einem Lexikon abgeschrieben, sondern in gleichem Schritt mit der fortlaufenden Lektüre entstanden ist. Wir schlagen aufs Geratewohl den Buchstaben G auf und suchen nach dem Namen Goethe. Er begegnet uns – naturgemäß – ziemlich spät, mit den beiden einzigen damals zugänglichen Blättern: dem Stich von Chodowiecki nach Krauß und dem Stich von Geyser nach der Miniatur von Bager in Lavaters Sammlung. Gleichzeitig finden wir unter den ältesten Beständen der Bibliothek Goethes Schriften, allerdings in dem Karlsruher Nachdruck des Himburschen Nachdruckes. Sie stehen dort in alphabetischer Reihenfolge unter allem, was zur Jugendzeit des Kaisers die deutsche Literatur vertret, unter den Schriften von Gramer, Cronegg, Gellert, Geyner, Gleim, Hagedorn, Haller, Hölty, Kleist, Klopstock, Wieland. Wer also geneigt sein sollte anzunehmen, daß der Kaiser erst durch die persönliche Begegnung in Karlsbad oder durch den Ordensvorschlag Metternichs von der Existenz des Dichters Kenntnis erhalten hätte, wird seine Ansicht richtigstellen müssen.

Später hat dann der Kaiser in losen Fascikeln einen umfangreichen systematischen Katalog angelegt, der in starken Kartons erhalten ist. In den Überschriften der Gruppen wird der nicht immer gelungene Versuch gemacht, die bekannte Kanzlei-*Traktur* nachzuahmen. Auch dieser Katalog ist eigenhändig vom Kaiser geschrieben, nur ganz wenige Nachträge aus den allerletzten Jahren rühren von der Hand eines Bibliotheksbeamten her.

Aber nicht nur mit der Porträtsammlung, auch mit der Büchersammlung hat sich der Kaiser eingehend katalogisierend beschäftigt. Von seiner Hand hat sich ein umfangreiches Verzeichnis unvollständiger, gelegentlich zu ergänzender Werke erhalten. Ganz merkwürdig aber mutet es uns an, wenn der Kaiser am 27. April 1814, an demselben Tage, an dem Napoleon in Frejus nach der Insel Elba eingeschifft wird, von Paris aus an seinen Bibliothekar in Wien schreiben läßt:

„Seine Majestät wünschen ungesäumt die Anzeige zu erhalten, welche Gegenstände aus Paris Euer Wohlgeboren für die Bibliothek S. Majestät zu erhalten wünschen, dann welche Fortsetzungen und zwar von wo an, für die Bücher und Werke, die S. M. aus Paris erhalten haben, erforderlich sind, und S. Majestät nun in Paris anschaffen dürfte.“

Wenn der Kaiser, nachdem er am 15. April, von den verbündeten Monarchen feierlich eingeholt, als Sieger in Paris eingezogen war, sich seiner Bibliothek daheim erinnerte, dann konnte er Betrachtungen über den Weltlauf anstellen. Zweimal, im Jahre 1805 und im Jahre 1809, war derselbe Feind, der heute als ein Verbannter die Küsten seines Vaterlandes verließ, als Sieger in seine eigene altehrwürdige Hauptstadt eingezogen, die seit drei Jahrhunderten keines Feindes Fuß betreten hatte. In beiden Fällen hatte man getrachtet, die Bibliothek des Kaisers vor Zugriffen des Feindes in Sicherheit zu bringen. Hören wir, was der Bibliothekar Young in einem Berichte an den Obersthofmeister über ein Besuch des Buchhändlers Karl Schaumburg um den Titel eines Hofbuchhändlers darüber zu sagen weiß:

„Einen besonderen Verdienst aber erwarb sich Schaumburg um die Bibliothek dadurch, daß er im Jahre 1805, bey Annäherung des Feindes aus Verehrung und Anhänglichkeit für S. M. allerhöchstdenselben den Antrag zu Füßen legte jenen Theil der Bibliothek, welcher in der kurzen Zeit nicht fortgeschafft werden konnte in Verwahrung zu nehmen und in Sicherheit zu bringen. Dieses bewerkstelligte er und

obwohl damals die Bibliothekzimmer von dem Feind nicht besucht wurden, so war man wegen der zurückgebliebenen Bücher ziemlich beruhiget. Im Jahre 1809 aber verdankte wirklich die Bibliothek dem Schaumburg die Rettung eines großen Theiles ihrer Schätze; denn ungeachtet 69 Kisten mit Manuscripten, Seltenheiten, Prachtwerken und Kupferstichen gefüllt, nach Ungarn verschafft wurden, so mußte doch eine ungeheure Menge kostbarer Werke zurückbleiben zu deren Einpackung und Fortschaffung Zeit und Gelegenheit mangelte, und die der Raubgier der Feinde hätte Preis gegeben werden müssen, wenn nicht Schaumburg von gleichem Eifer und Anhänglichkeit immer befeelt, selbe nicht übernommen, und theils in seiner eigenen Wohnung, theils in seinen Magazinen untergebracht hätte. Diesmal besuchte der General Androosy mit seinen Spießgesellen die Bibliothek und zu seinem sichtbaren Argernisse, fand er nichts darinnen als einen kleinen Vorrath unbedeutender Bücher, von welchen er doch ungefähr ein Paar hundert Bände wegraubte. Daß während der Anwesenheit des Feindes Schaumburg dieser wegen manche unruhige Stunden gehabt habe, aus Furcht verrathen zu werden, besonders als die hiesigen Einwohner aufgefordert wurden, die verborgenen Effekte anzuzeigen, ist leicht zu denken. Dem ungeachtet wurde der dem Schaumburg anvertraute Theil der Bibliothek glücklich gerettet, und Seine Majestät geruheten ihm die allerhöchste Zufriedenheit zu erkennen zu geben und beschenkten ihn jedesmal nebst Vergütung der deswegen gehaltenen Auslagen mit einer goldenen Dose.“

Geradezu romanhaft aber lieft sich die Erzählung des Kunst- und Musikalienhändlers Ignaz Sauer, der am 3. Mai 1809 die Porträtsammlung in 678 Portefeuilles zur Aufbewahrung während der drohenden feindlichen Besetzung der Hauptstadt übernommen hatte:

„Die Kürze der Zeit“, sagt er in einem Briefe an den Bibliothekar Young vom 7. Dezember 1809, „erlaubte keine verdeckte Transferierung mehr und ich mußte dieselbe auf 9 Fuhrn während einer dreytägigen Frist bei hellem Tage und auf geradem Wege fortschaffen, welches Aufsehen machte ... Am 8. May war der Feind bereits in die Vorstädte Wiens eingebrungen und machte Miene, die Stadt bombardieren zu wollen. Stellen sich Hochdieselben meine Verlegenheit vor: einen Theil der Sammlung hatte ich in meinem Handlungsgewölbe bei St. Stephan, und dieser mußte abermal in ein Kellerbehältnis wandern, weil die Stadthore nicht mehr zu passieren waren. ... Auf der anderen Seite war mir in der Vorstadt nicht

weniger bange. Das Waisenhaus, worinn der größte Theil der Sammlung sich in dem Kirchenoratorio befand, lieget frey und hoch, und wir standen nicht sicher, ob sich nicht der Angriff und die Vertheidigung der Stadt auch auf diese Seite lenken könnte. . . Die Portefeuilles mußten also auch hier in Keller getragen werden. . . So stand und blieb die Sache beiläufig 6 Wochen lang, wo man immer die Entsezung Wiens hoffte, aber auch dabei ein neues Bombardement besorgte. Ich hielt mich aus guten Gründen zuhause verborgen. Bald darauf wurde auf Befehl des Gouverneurs Andreossy ein gedrucktes Publikandum angeschlagen, worin Jedermann bei Todesstrafe aufgelegt wurde, sogleich anzuzeigen, was er an Armadur und sonstigem Staatseigenthum verborgen habe. Hier geschahen Denunziationen über Denunziationen: ein hiesiger Bürger, der Sattlermeister auf der Wieden, und andere wurden des Ungehorsams überführet, auch wirklich zum Tode verurtheilt und erschossen. Andreossy hielt Hausuntersuchungen, drang selbst in die k. k. Burg und in die Handbibliothek Sr. Majestät des Kaisers, wo er in eigener Person mit noch anderen Gehilfen aus selber bei 100 Bände zurückgelassene Bücher wegnahm und den Bibliotheksdienner um den Aufbewahrungsort der übrigen Sachen fragte. Dieser wilde Gast schickte auch in meine Handlung, daß ich sogleich bei ihm erscheinen sollte. Zum guten Glück war die Meinige vorbereitet zu sagen, ich sey nicht hier, sondern bereits seit längerer Zeit in Ofen.

Ich bin unserem guten Monarchen mit Leib und Seele anhängig und überzeugt, daß Allerhöchstdieselben selbst die Portraitsammlung in jene schöne Ordnung gebracht haben, in der sich dieselbe befindet, folglich Allerhöchstdessen Lieblingsache bei Erholungstunden ist; . . . Euer Hochwohlgeboren zuvorkommende Güte hat mich bei dem Monarchen als einen treuen Anhänger aufs beste empfohlen; ich wollte dieser Empfehlung keine Schande machen, vielmehr das in mich gesetzte Vertrauen erst verdienen. Auf der andern Seite habe ich bei einem eingeschränkten Vermögen eine Familie von 6 unversorgten Kindern zu erhalten, und sah für sie ebenfalls auch mein Leben als äußerst nothwendig an.“ Darum entschließt sich Sauer, aus dem vom Feinde besetzten Wien zu fliehen: „Die feindliche Armee hatte die Gegend Wiens ganz umzogen und die Dörfschaften vor Nußdorf in ein Lager verwandelt; nur bei dem letzteren Orte hielten unsere am linken Donauufer stehenden Kanonen die Straße frey. Ich machte mich also auf selbe bei Nacht und Nebel mitten durch das feindliche Lager, und langte am 28. Juny in dem Gebirgsdorfe Weidling

an, wo ich durch die getroffenen guten Anstalten des dortigen Pfarherrn Steiner gegen alle weiteren Nachforschungen etwas sicherer seyn konnte, mit der benötigten Kost aber durch den k. k. Förster und Jäger Grabner versehen wurde. Mich bedauert dieser gute, alte, getreue Patriot um so mehr, da er aus bloßem Diensteifer seinen Forst nicht verließ und zu einer Zeit schützte, wo ihm fast alle seine Habseligkeiten geplündert wurden. Während 114 Tagen hatte ich mein Nachtlager meistens in einem abgelegenen Hause nahe am Walde auf einem Heuboden, und kam die ganze Zeit hindurch nicht aus meinen Kleidern, um bei sich ereignender Gefahr sogleich fertig zu seyn. Erst am 21. Oktober nach erfolgtem Frieden begab ich mich wieder nach Wien, wegen Abgang des nöthigen Schlafes, auch abgekümmert, so ziemlich entkräftet, und fand zu meinem größten Vergnügen in der Sammlung bis jetzt noch kein einziges Stück verlest oder abgängig.“

Als teilweise Entschädigung für die ausgestandenen Mühen und Gefahren erhielt Sauer vom Kaiser den Betrag von dreitausend Gulden.

Als sich im Jahre 1813 der Entscheidungskampf vorbereitete, hatte man gleichfalls Anstalten getroffen, die Bibliothek in Sicherheit zu bringen. Diesmal sollte sie in Kisten verpackt auf der Donau nach Ungarn gebracht werden. Der glückliche Verlauf des Feldzuges ließ es aber nur bei den Vorbereitungen bewenden.

Mit den fortschreitenden Jahren wuchsen die Sammlungen, es wuchsen aber auch die Regierungsgeschäfte, die Franz mit einer solchen Peinlichkeit, ja Pedanterie zu erlebigen gewohnt war, daß er sich selbst im Scherz als seinen fleißigsten Hofrat bezeichnen durfte. Er konnte also die Arbeiten in der Bibliothek nicht mehr allein bewältigen und mußte sich nach Hilfskräften umsehen. Eine solche fand er in der Person eines der Beamten der Kabinettskanzlei seines Vaters, die Leopold von Toskana mitgebracht hatte. Thomas Young, nur um vier Jahre älter als Franz, war am 28. Juny 1764 zu Livorno geboren. Sein Vater, ein schottischer Edelmann, Verwandter von Eduard Young, war als Kommandant der Marine in die Dienste des Großherzogs von Toskana getreten. Thomas wurde in der adeligen Akademie zu Pistoja erzogen und vollendete die Rechtsstudien zu Pisa, wandte sich aber vornehmlich den Naturwissenschaften zu. Mit achtzehn Jahren schon veröffentlichte er eine lateinische Abhandlung „De ignivorum montium et terrae motuum natura effectibusque exinde profluentibus“, in der er die Ursache der Vulkanen und Erdbeben in einem im Innern der Erde fortbrennenden Zentralfuer

suchte. 1783 trat er in den toskanischen Staatsdienst. 1800 wurde er geheimer Kabinettssekretär. Er übersezte den *Zodiacus vitae* des Neulateiners Marcellus Palingenius in italienische Verse. Über einer Übersetzung von Wielands *Oberon* erlitt ihn der Tod am 14. Februar 1829. Young fühlte sich trotz seiner schottischen Abstammung durch und durch als Italiener. Über italienische Bücher referiert er dem Kaiser italienisch. Der Tratsch der Zeitgenossen bezeichnete ihn als einen natürlichen Bruder des Kaisers.

Neben dem Bibliothekar war später auch ein Skriptor angestellt. Am 25. November 1821 war der Skriptor Wenzel Risler gestorben. Um seine Stelle bewarben sich zwölf Kompetenten, darunter kein Geringerer als Franz Grillparzer. Daß nicht er, sondern ein junger Mann namens Leopold Kloyber, der noch bei Lebzeiten Rislers zur Muthilfe in der Bibliothek verwendet worden war, die Stelle erhielt, braucht uns nicht weiter wunderzunehmen. Im Eingange seines Gesuches hatte Grillparzer darauf hingewiesen, daß er durch seine dramatischen Arbeiten „das Glück gehabt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, ja selbst die Theilnahme des Auslandes zu erwecken.“ Das war keine Empfehlung für einen ganz untergeordneten Dienstposten in der Bibliothek des Kaisers, der im Geiste von sich sagen mochte: *Le bibliothecaire c'est moi!* Der Zwischenfall mit dem Gedichte Auf die Ruinen des campo vaccino, der damals kaum erst zwei Jahre lang begraben war, braucht da gar nicht mitgespielt zu haben.

Nach Youngs Ableben wurde eben jener Kloyber sein Nachfolger. Nehmen wir an, daß im Jahre 1822 nicht Kloyber, sondern Grillparzer die Skriptorstelle erhalten hätte, müßten wir uns den Dichter des *Ottokar*, des *Treuen Diener* und – des *Bruderzwists* in täglichem persönlichen Verkehr mit dem Chef des Hauses Habsburg vorstellen.

Die Aufstellung der Bibliothek beschreibt Kloyber in einer aus den letzten Lebensjahren des Kaisers stammenden Aufzeichnung folgendermaßen:

„Die Sammlung ist in einem schönen, zwei Stockwerke hohen, an die kaiserlichen Gemächer stoßenden Lokale untergebracht. In dem ersten, welches drei geräumige Säle und vier kleinere Zimmer hat, sind die Bücher in sauberen, glänzend gebohrten Schränken nach ihrem wissenschaftlichen Inhalte aufgestellt; in dem zweiten, aus zwei Sälen und einem Cabinet bestehenden Stockwerke ist die Kupferstichsammlung aufbewahrt. Die Zahl der Werke beläuft sich auf 29589 in ungefähr

42000 Bänden, nebst mehreren tausend Dissertationen, Abhandlungen und anderen kleinen Schriften. Fast durchgehends prangen diese Werke in den geschmackvollsten Einbänden meistens aus den Händen einiger wackeren Wiener Buchbinder. Wo es der Raum gestattet, sind zur Verzierung des Ganzen Gemälde, Büsten und andere Kunstsachen angebracht, z. B. eine Landschaft mit dem Tempel, oder eigentlich dem Bade der *Minerva medica* in musivischer Arbeit aus der römischen Kunstschule, ferner ein Modell des lateranischen Obelisken in rosso antico mit genauer Nachahmung seiner schönen hieroglyphischen Skulptur, zwei andere Modelle in giallo antico, die Überreste des Tempels *Jovis tonantis* und jene des angeblich dafür gehaltenen Tempels *Jovis Statoris* vorstellend.“

Den Inhalt sucht er mit den Worten zu charakterisieren: „Am reichsten besetzt sind die Fächer der Philologie und classischen Literatur, der Reisebeschreibungen, der Geschichte samt ihren Hilfswissenschaften, der Naturgeschichte, besonders der Botanik und Zoologie, dann der schönen Wissenschaften und bildenden Künste, hierunter eine große Menge der vorzüglichsten und kostbarsten Pracht- und Kupferwerke, welche Deutschland, England, Frankreich, Italien und Spanien hervorgebracht haben.“ Unter den typographischen Merkwürdigkeiten und Seltenheiten hebt er hervor die prachtvolle englische Bibel von Macklin, das einzige auf Pergament abgezogene Exemplar der *Opera M. Cornelii Frontonis* Mailand 1815, zwei schöne Exemplare des *Theuerdank* auf Pergament, eines davon koloriert, dann eine Reihe kostbarer Handschriften römischer Klassiker: Virgil, Juvenal, Ovid, Seneca, Livius, mehrere mit prächtigen Miniaturen geschmückte *Livres d'heures*, das *Cantilogium* des Johannes Gilemans in acht starken Folioebänden, das eine wichtige Quelle der von den Hollandisten herausgegebenen *Acta Sanctorum* gebildet hat u. a. Sogar ägyptische Handschriften (die Briefe des Apostels Paulus) und persische, darunter das einzige damals bekannte Exemplar des *Nebanname* des Weled fehlen nicht. Eine besondere Zierde der Bibliothek bilden zwei Folioebände mit den von Georg Hofnagel für Kaiser Rudolf II. auf Pergament gemalten Abbildungen exotischer Thiere, darunter die längst ausgestorbene Form der *Dronte*.

Mehr als einmal hat die Bibliothek des Kaisers ganze Privatbibliotheken in sich aufgenommen: 1809 gelangte im Erbwege die Bibliothek der Erzherzogin Maria Elisabeth, einer Schwester seines Vaters, an ihn. Sie enthält eine Sammlung von Unterhaltungslektüre, Ritter-, Räuber-, und Gespensterromanen, wie sie in

dieser Vollständigkeit kaum in einer anderen Bibliothek zu finden sein dürfte. 1819 erwarb der Kaiser die Bibliothek des Reichshofrates Peter Anton von Franck mit 5827 Werken rechts- und staatswissenschaftlichen Inhaltes, 1824 eine Sammlung von 621 Wiegendrucke von dem Vizepräsidenten der Obersten Justizstelle Freiherrn von Ulm für den Betrag von 7000 Gulden. Die Bibliothek seiner dritten Gemahlin Maria Ludovika, an deren Zusammenstellung Goethe beteiligt war, ist zunächst auf den Kronprinzen Ferdinand übergegangen und erst nach dessen Tode mit der Privatbibliothek, die Kaiser Ferdinand nach seiner Abdankung in Prag gesammelt hatte, in die spätere Familien-Eidekommissbibliothek gelangt.

Das Interesse für die Blumen- und Pflanzenwelt, das Franz offenbar von seinem Großvater Franz Stephan von Lothringen, dem Begründer des botanischen Gartens und Palmenhauses in Schönbrunn, geerbt hatte, hat naturgemäß seinen reichen Niederschlag in der Bibliothek des Kaisers gefunden. Am 17. September 1815 berichtet der „Moniteur“: „Sa Majesté l'Empereur d'Autriche a daigné le 27 août 1815 à Paris accorder une audience particulière à Mr. C. L. F. Panckoucke, éditeur du Dictionnaire des sciences médicales et de la Flore des plantes usitées en médecine. Sa Majesté a examiné avec beaucoup d'attention et de plaisir les belles peintures de la Flore, ouvrage de M^{me} E. Panckoucke et de Mr. J. Turpin; elles lui ont rappelé une étude favorite et de douces occupations. Sa Majesté a ordonné que l'exemplaire unique de la Flore médicale, imprimé sur peau de velin et orné des peintures originales, fût placé dans sa bibliothèque particulière à Vienne“. An dieses schließen sich die Werke der Jacquin, Hesp, Kerner in prachtvollen, handkolorierten Exemplaren, zahlreiche Schriften über Pilzkunde und eine Sammlung von recht gelungenen Wachs-Nachbildungen von Pilzen.

Außerdem ist im Laufe der Jahrzehnte eine Sammlung von mehreren tausend Blättern entstanden, auf denen eine Reihe von Malern (Schmuzer, Zebmayer, Hartinger u. a.) in- und ausländische Blüten, Pflanzen und Früchte mit einer Naturtreue abgebildet haben, die das Entzücken des Blumenfreundes wie des wissenschaftlichen Botanikers in gleichem Maße erregt.

Ihre Ergänzung finden diese Wiener Pflanzenmaler in einer Reihe von Bänden mit chinesischen Pflanzen- und Insekten-Abbildungen, die Kaiser Franz im Mai 1823 mit zahlreichen anderen, Vögel, Fische, Muscheln, Völkertypen und

Schiffsformen darstellenden wunderbar feinen Aquarellen von dem britischen Generalkonsul Watts erworben hat. Eine ganz kleine Auswahl aus dieser reichen Sammlung ist unter dem Titel: „Aus dem Leben einer chinesischen Dame“ 1924 im Thyrsos-Verlag in Wien erschienen.

Die Akten und Rechnungen der Bibliothek sind, wie es bei einem so bürokratisch veranlagten Herrscher nicht anders zu erwarten ist, von Young und seinem Nachfolger Kloyber ungemein sorgfältig geführt und vollständig erhalten. Sie gewähren uns einen interessanten Einblick in die Art der Erwerbung manch eines wertvollen und seltenen Buches, und selbst dort, wo sie einmal ausnahmsweise scheinbar nicht vollständig in Ordnung sind, wo ein Beleg fehlt, verraten sie uns eine pikante Einzelheit. Ein Beispiel dafür: Die Neuanschaffungen werden grundsätzlich auf alle Wiener Buchhändlerfirmen verteilt, die halbjährig, oder vierteljährig ihre Rechnung legen. Ein einzelnes Buch erscheint niemals. Schlugen wir aber in den Rechnungen des Jahres 1825 den Monat Februar auf, so finden wir zu unserer Überraschung folgende Eintragungen:

Dem Buchbinder Buchholz für den Einband von 91 Foliobänden von den Baron Ulm'schen Inkunabeln	409.30
Dem Buchhändler Schaumburg für sämtliche im J. 1824 gelieferte Bücher	1416.35
Dem Buchhändler Schalbacher für gelieferte Bücher im November und Dezember 1824	180.-

Die Rechnungen der Buchhändler liegen bei.

Dann aber folgt:

Für Grillparzers Ottofar	1.30
------------------------------------	------

Für diese Ausgabe fehlt ganz gegen Vorschrift und Übung jeder Beleg.

Versuchen wir diese Anomalie zu deuten, so gibt es nur einen Weg: Der Kaiser war so gespannt, ein gedrucktes Exemplar des Stückes, dessen Druck- und Aufführungsabwilligung er erst kürzlich gegen das Votum der zuständigen Stellen erteilt hatte, zu besitzen, daß ein Beamter oder Diener es in dem Andrang, der damals in der Wallishauserschen Buchhandlung herrschte, unauffällig besorgen und bar bezahlen mußte, damit ja niemand merken sollte, welches Interesse der Kaiser an dem Stücke nahm.

Es war kein Geheimnis, daß man durch nichts so leicht die Aufmerksamkeit des

Kaisers auf sich lenken und erforderlichen Falles seine Gunst gewinnen konnte, als durch Widmung eines wertvollen Buches für seine Bibliothek. Autoren, Verleger und Buchbinder wetteiferten daher, ihm ihre Erzeugnisse darzubringen, und zwar um so lieber, als im Falle der Annahme neben der Auszeichnung immer eine den Wert des Buches übersteigende Gegengabe in Aussicht stand. Die Akten der Bibliothek enthalten dafür unzählige Belege, aus denen im folgenden eine Reihe besonders charakteristischer Fälle hervorgehoben sei.

Wir nehmen unseren Ausgang zunächst von den Niederungen der Literatur. Als erster möge der Dialektdichter zum Worte kommen:

„Ignaz Franz Castelli,“ berichtet der Bibliothekar Young, „welcher so glücklich war, fünf Bände seiner Gedichte in früheren Zeiten an den Stufen des Thrones niederlegen zu dürfen, überreicht nun auch Erw. Majt. die von ihm herausgegebenen Gedichte in niederösterreichischer Mundart.

Diese Gedichte sind Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzog Johann gewidmet. Niemand soll vor dem Castelli im niederösterreichischen Dialecte gedichtet haben; Schotky und Zischka haben bereits vorhandene Volkslieder gesammelt und nur wenig von Eigenem beygegeben. Über diese Gedichte in n. ö. Mundart ein Urtheil zu fällen, muß ich dem gebornen Deutschen, und besonders demjenigen überlassen, welchem der niederösterreichische Dialect eigen ist. Ich verstehe von demselben kaum ein Wort. So viel weiß ich, daß einige von Castelli in besagtem Dialecte verfaßten, und in periodischen Blättern abgedruckten Gedichte vom Publikum mit dem größten Beyfall aufgenommen werden.

Das Gedicht bey Gelegenheit der erfreulichen Wiedergenesung E. M., welches in der vorliegenden Sammlung wieder erscheint, traf die Gefühle jedes hiedern Österreichers so, daß von demselben binnen 14 Tagen so viele Exemplare verkauft wurden, daß Castelli dem hiesigen Blinden-Institute die daraus gelöste Summe von 1400 fl. zufließen lassen konnte. J. M. die Kaiserin soll dieses Gedicht vom Dichter selbst sich vorlesen zu lassen geruht haben.

Für die früher überreichten fünf Bände seiner Gedichte, bekam Castelli, soviel es mir bewußt ist, bis jezo nichts.

Die Entscheidung des Kaisers lautet:

„Sie werden von dem Sr. Gedlnizky durch eine Zuschrift an ihn das Gutachten über die von Castelli in der Volkssprache verfaßten Gedichte die er mir vorlegen

will mit dem Beysaß abfordern, ob er glaube, daß ich ihm dafür etwas, und im bejahungsfalle was geben solle. Lagenburg den 28. Juni 1828 Franz“

Die folgenden drei Verhandlungen führen uns in das Gebiet der dramatischen Literatur; sie zeigen, wie vorsichtig man auch bei ganz unbedeutenden Erzeugnissen vorgegangen ist, um einerseits dem guten Willen des Einsenders Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, andererseits aber die Bäume nicht in den Himmel wachsen zu lassen. Kurz und bündig wird eine Eingabe des Burgtheaterdirektors Deinhardstein, der 1833 das Erbe Schreyvogels angetreten hatte, erledigt:

„Der Vice Director des k. k. Hof-Theaters Deinhardstein legt ein schön gebundenes Exemplar seines dem Könige von Dänemark dedicirten Lustspiels „Garrick in Bristol“ mit der Bemerkung zu Füßen, daß es sein Bestreben sei auch bei Werken der Kunst die Anforderungen der Moral nicht zu verletzen.

Gewiß sehr aneifernd und schmeichelhaft würde es für den Dichter seyn, wenn ihm etwa auf allerhöchste mündliche Anordnung Graf Czernin einigermasßen Verbindliche hinsichtlich dieser Eingabe im Allerhöchsten Namen sagen oder schreiben dürfte.

Wien den 27. Nov. 1833

Kloyber“

„Ich lasse dem Deinhardstein durch Grafen Czernin danken.

Wien den 8. Jänner 1834

Franz“

Eingehender befaßt man sich mit dem Werke und mit der Person eines Schriftstellers, der als österreichischer Untertan im Auslande lebt und wirkt:

„Das Wunder oder Rettung durch Frömmigkeit. Eine dramatische Legende, für die Bühne bearbeitet, und Sr. Majestät am 100jährigen Jubiläumsfeste des h. Johann v. Nepomuk in tiefster Ehrfurcht gewidmet von Franz von Holbein, Director des kön. Hof-Theater zu Hanover. Dieses Manuscript hat der k. k. Polizey-Oberkommissär zu Prag Richter, Schwiegersohn des obengenannten Theater-Directors an den geh. Kabinets-Director von Martin, der übrigens den Einsender nicht näher zu kennen scheint, mit dem Ersuchen überschickt, diese Arbeit des von Holbein Allerhöchstenselben zu Füßen zu legen. Der in der dramatischen Welt

nicht unbekannte Verfasser ist ein Unterthane Curer Majestät aus Zistersdorf bey Wien gebürtig. In seinen jüngeren Jahren war derselbe bey der Lottodirection in Lemberg angestellt; gab aber dieses Geschäft seiner Einförmigkeit wegen auf, und zog dann unter dem angenommenen Nahmen Fontane, sich durch Musik seinen Unterhalt erwerbend, in der Welt umher. Durch Itzland erhielt er eine Anstellung am Berliner Theater. – Seine erste Frau war die Gräfin Lichtenau, seine zweite ist die Schauspielerin Renner. In der Folge übernahm Holbein die Direction mehrerer Bühnen, und leitete auch eine Zeitlang das ständige Theater zu Prag. Gegenwärtig ist er Director des kön. Hoftheaters zu Hanover. Als dramatischer Schriftsteller hat er sich durch seine scenische Bearbeitung des Schiller'schen Gedichtes: „Der Gang nach dem Eisenhammer“ (unter dem Titel: Fridolin) und durch mehrere Lustspiele, die wenigstens das Verdienst haben, daß sie das sind, was man „bühnenrecht“ nennt, Ruf erworben. Als Regisseur und Director sollen seine Verbesserungen überall Anerkennung gefunden haben. Der kurze Inhalt seines gegenwärtigen, wie es scheint dießmahl nicht ganz kunstgerechten Stückes (denn die Handlung geht auf drey ungeheueren Distanzen nämlich zu Prag-Paris und Madrid vor) ist beiläufig folgende: Baron Wunschwitz ein junger, reicher und tugendhafter Böhme macht bey Gelegenheit des Johannisfestes zu Prag Bekanntschaft mit einem Gauner, der sich für einen Spanischen Edelmann ausgibt, und den Wunschwitz für einen ehrlichen Mann hält. In kurzem berebet der Bösewicht den reiselustigen unerfahrenen Freyherrn zu einer Fahrt nach Paris und Madrid um ihn unter Wegs auszurauben. Dieß geschieht auch bey letzterer Stadt mit Hülfe einer Bande, deren Haupt jener Ruchlose ist. Der Justiz – welche schon seit Jahren, Jagd auf diese Wichte machte gelangt es endlich derselben habhaft zu werden. Zum Unglücke befand sich Wunschwitz noch unter ihren Händen, wird daher verkannt, für einen dieser sauberen Gesellen gehalten und mit ihnen zum Tode verurtheilt. Da dieses gerade am Jahrestage des Festes des h. Johannes v. Nepomuk – denn so lange ist er schon auf der Reise – geschieht, so flehet der Unglückliche zu dem h. Schutz-Patron; der ihn erhört und durch ein Wunder plötzlich aus seinem Kerker wieder nach Prag versetzt.

Die Vermögensumstände des v. Holbein sind mir unbekannt, vermuthlich aber in keinem blühenden Zustande; wo dann – falls Er. Majestät sein überreichtes Drama anzunehmen geruhen sollten, er sich wahrscheinlich – obgleich in dem Einbegleitungs-

schreiben nichts davon erhellet – mit der Erlangung eines gnädigsten Entgeltes schmeichelt. – Den pecuniären Werth dieses – wie mir scheint mittelmäßig gelungenen Dramas, bin ich außer Stande zu beurtheilen.

Wien, den 1. Juli 1829.

Kloiber.“

„Ich habe das Erforderliche an den Grafen Sedlnitzky zur Prüfung dieses Manuscriptes erlassen. Baden, 5. Juli 1829
Franz.“

Vielleicht dürfte dem Holbein weil er nicht im vorgeschriebenen gesandtschaftlichen Wege um die Erlaubniß der Einsendung eingeschritten ist – sein Manuscript zurückgestellt werden.

Graf Kolowrat äußert sich am 31. März 1830 über den Vortrag des Grafen Sedlnitzky dd. 30. August 1829. womit dieser in Folge A. S. Handschreibens vom 5t Juli 1829 die Äußerung über den literarischen und pecuniären Werth des von dem hannoverschen Hoftheater-Director v. Holbein zur Feyer der Heiligsprechung des h. Johann v. Nepomuk verfaßten Dramas betitelt: „Das Wunder der Rettung durch Frömmigkeit“, erstattet.

Der vernommene Censor Deinhardstein hält dieses (noch ungedruckte) Stück für ein gewöhnliches Bühnen-Erzeugniß, und schlägt den Geldwerth desselben auf beiläufig 30 Ducaten an. In Prag gab dieses Drama zu einer Censur Verhandlung Anlaß, allein man hat dasselbe wegen seiner Hindeutung auf religiöse Objecte den A. S. Anordnungen zu Folge zur Aufführung nicht zugelassen, und es würde dem Verfasser höchstens ein Honorar von 40 Fl C. M. von der Theaterdirection erfolgt worden seyn, wenn es zur Aufführung geeignet erklärt worden wäre. Der über diesen letzten Punct gleichfalls befragte Oberstburggraf äußert, daß Holbein bei Ueberreichung dieses (an sich unbedeutenden) Stückes eine Belohnung nicht beabsichtige. Einer gleichen Meynung ist auch Graf Sedlnitzky, und fügt hinzu, daß in Erwägung der frommen Absicht des Verfassers, das Andenken des heiligen Märtyrers und böhmischen Landespatrones zu feyern, dem Holbein vielleicht dafür eine Preismedaille durch den Oberstburggrafen übersendet werden könnte. Dafür könne jedoch der Polizey-Präsident nicht stimmen, daß Er. Mt insofern dieses Stück in Druck gelegt werden sollte – die wie es scheint beabsichtigte Dedication desselben annehmen. Er würde mit A. S. Genehmigung sorgen, daß wenn Holbein dasselbe in den k. k. Staaten drucken lassen wollte – der auf dem Titelbilde angebrachte Leyt-

satz: „Der Majestät seines erhabenen und angebetheten Kaisers in Liebe und Ehrfurcht gewidmet“ hinweggelassen werde. Graf Kolowrat ist in Allem mit dem Grafen Sedlnitzky einverstanden, nur glaubt er dessen Antrag hinsichtlich einer Preismedaille dahin abändern zu können, daß statt dieses Geschenkes Er. Majestät dem Holbein eröffnen lassen, daß Allerhöchstdieselben das von ihm verfaßte und übersendete dramatische Gedicht u. mit Wohlgefallen aufgenommen haben. Der Ausdr.: „Das Gedicht mit Wohlgefallen aufgenommen“ könnte aber besonders wenn Eigenliebe und Selbstüberschätzung den Autor blenden sollten, von demselben leicht dahin ausgelegt werden, als schenken Er. Majestät dem Kunstwerthe der in der Rede stehenden Schrift Allerhöchstihren kostbaren Beyfall. Da nun aber an derselben bloß der gute Wille zu loben; die Sache selbst aber in ihrer poetischen Behandlung nach der einstimmigen Aussage voll auffallender Mängel ist; ja vielleicht gar der Verfasser selbst mit der Zeit die Geringshaltigkeit des Werkes erkannt hat; so unterbreite ich ehrerbietigst dem Allh. Ermessen, ob nicht der Resolutionsentwurf des Grafen Kolowrat etwa richtiger dahin lautete, wenn es hieße: daß Er. Majestät dem Holbein für seine gute Absicht, mit welcher er sein Gedicht unter dem Titel: „Das Wunder“ verfaßt und überreicht hat, danken; und dasselbe in Gnaden anzunehmen geruhet haben. Schließlich glaube ich allerunterthänigst erwähnen zu dürfen, daß der übrigens wohlhabende Holbein ein Unterthan Seiner Majestät aus Zistersdorf bey Wien gebürtig und als dramatischer Schriftsteller nicht ganz unbekannt sey.

Wien den 6. May 1830.

Ungefähr ein Jahrzehnt später, am 3. April 1841, hat Holbein die Leitung des Burgtheaters als Nachfolger Deinhardsteins übernommen.

Weniger glücklich schloß die dramatische Laufbahn ab, mit der sich das folgende Referat beschäftigt:

„Anton Hasenhut derzeit noch Mitglied des k. k. Hoftheaters an dem Rärntnerthore legt ein schön gebundenes Exemplar seiner von G. J. Hadatsch geschriebenen Biographie zu Füßen.

Dieses Büchlein hat eine doppelte Seite, eine ernste und eine lustige. Lustig und ergötzlich zu lesen sind die humoristischen Darstellungen aus dem bunten Leben dieses Erz-Komikers; ernst aber und warnend ist die daraus gefolgerte Nutzenanwendung:

So mancher junge Mensch verblendet von dem äußeren Scheine der Bühnenwelt, widmet sich derselben, ohne zu überdenken, daß es ihm am Ende so gehen könne wie dem armen Hasenhut heute, der nachdem er durch 50 Jahre durch seine heiteren Launen zum Vergnügen des Publikums beigetragen hatte; nun in seinem 67t Lebensjahre ein Vater von 6 Kindern vor eben demselben Publikum in einer flehenden Stellung als ein tragischer Trus dastehen muß.

*

Dieses Büchlein in seinem sammtnen Kleide mit Goldstickerei schätze ich auf circa 10 Fl. C. M. Das 5 oder 6 fache dafür von der allerh. Milde bewilliget, würde dem armen Manne eine willkommenere gewiß dankbarst anerkannte Ab. Beihülfe seyn; besonders jetzt, wo der Winter vor der Thüre steht. Daß übrigens in dem Buch nichts Anstößiges, oder Triviales vorkomme, dafür bürget schon der Umstand, daß Hasenhut seine Biographie Sr. kaiserlichen Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzoge Anton dedicieren durfte.

Wien den 27t November 1833.

„Sie haben dem Hasenhut die beyliegenden 50 Fl. C. M. zukommen zu machen.
Wien den 8. Jänner 1833 Franz“

Mit den folgenden Referaten erheben wir uns in eine höhere Sphäre:

„Stephan Endlicher, Sohn des ersten Stadtphysicus zu Presburg, welcher, seiner Angabe nach von dem k. k. Obersthofineisteramte als Praktikant bey der k. k. Hofbibliothek vorgeschlagen worden seyn soll, legt E. M. zu Füßen das einzige auf Pergament gedruckte Exemplar der von ihm zuerst aus einer Handschrift der k. k. Hofbibliothek herausgegebenen Gedichte des Grammatikers Priscianus.

Zwey sind die Gedichte des Priscianus, welche in dieser Ausgabe des Endlicher enthalten sind; das Eine, De laude Anastasii Imperatoris, noch nicht im Drucke herausgegeben – das andere – De ponderibus et mensuris –, welche zwar öfters gedruckt worden, hier aber jetzt vollständiger und korrekter als in den bisher ans Licht gekommenen Ausgaben erscheint.

Endlicher hat diese zwey Gedichte aus einem Codex aus der Bibliothek des ehemaligen Benediktiner Klosters Bobbio an der Trebbia, welchen die Wiener Hofbibliothek dermahlen besitzt, mit vieler Mühe abgeschrieben.

Beide diese Gedichte sind mit einem Commentar versehen, welcher von der ausbreiteten Gelehrsamkeit des Herausgebers zeugt.

Endlicher hat sich allerdings durch diese mühevollen Arbeit auf den Dank der literarischen Welt ein Recht erworben, und durch die Überreichung an S. M. des einzigen auf Pergament gedruckten und kostbar eingebundenen Exemplars, welches immer als eine Bibliothek-Seltenheit anzusehen ist, seine ehrfurchtsvolle Devotion gegen die geheiligte Person seines Monarchen an Tag gelegt.

Aus seiner Einbegleitungsbitte läßt sich nicht das Mindeste wahrnehmen, daß er bei Überreichung des Werkes die Überkommung eines Geschenkes beabsichtigt habe, es scheint vielmehr, daß er dadurch den zu seinen Gunsten von dem Obersthofmeister-amte gemachten Vorschlag habe S. M. in Erinnerung bringen wollen.

In der Zwischenzeit sollen S. M. dem Vernehmen nach den Endlicher zum Konzeptpraktikanten bey der Hofbibliothek mit jährlichen 400 f. S. M. zu ernennen geruht haben.

Ob Endlicher in der Verleihung dieser Ah. Gnade eine hinlängliche Anerkennung für die Überreichung des von ihm edierten Priscianus finden dürfte, oder ob S. M. ihm ein besonderes Merkmal des Ah. Wohlgefallens zu erteilen gnädigst geneigt sein dürften? — dieß bleibt dem Allerhöchsten weisen Ermessen anheimgestellt.

Für den letzteren Fall dürfte vielleicht von dem Hofbibliothek-Präfekten *brevis manu* in Erfahrung gebracht werden, welche Kosten dem Endlicher die Abziehung seines Werkes auf Pergament und der Einband desselben verursacht haben, um sodann sich bey Bestimmung des Werthes des ihm allenfalls zu Theil werden sollen- den Geschenkes richten zu können.

Den 30. September 1828.

Der Hofbibliotheks-Präfekt Graf Moriz Dietrichstein berichtet, daß das Buch auf 60 fl. S. M. zu stehen kam u. beantragt eine goldene Dose. Endlicher erhält eine solche, deren innerer Wert, die Facon nicht eingerechnet, das dreifache der gehaltenen Auslagen, nämlich 180 fl. S. M. = 40 Dukaten gleichkommt.

Es war nicht zu vermeiden, daß die private Sammeltätigkeit des Kaisers sich ab und zu mit den Interessen der Hofbibliothek kreuzte. Wie sorgfältig man in solchen Fällen einen Konflikt zu vermeiden suchte, zeigt die folgende Verhandlung:

Der Dolmetschgehülfe bey der k. k. Internuntiatur zu Konstantinopel v. Wolfen- burg bittet, ein äußerst seltenes und kostbares mit Miniatur Wignetten versehenes,

vor mehr als 500 Jahren geschriebenes Manuscript des unter dem Titel: *Maq- mati Hariry* bekannten Werkes des Abu Judail Ibn Abu Isahak, der Hof- bibliothek als Geschenk widmen zu dürfen.

Obwohl die Hofbibliothek mit diesem Werke bereits versehen ist, so glaubt Fürst Metternich, daß ein Exemplar von solcher Eleganz, Alter und Seltenheit für sie doch als eine wahre Bereicherung werde angesehen werden können, wofern S. M. nicht für angemessener erachten sollten, dasselbe, was v. Wolfen- berg selbst auszu- sprechen nicht wagte, der ah. Privatbibliothek einzuberleihen.

In jedem Falle dürften sich S. M. bewogen finden, dem Geber einen Beweis des ah. Wohlgefallens zu gewähren. Und da der Herr Internuntius dem v. Wolfen- burg das rühmliche Zeugniß über seine Verwendung und Ausbildung in dem, mehr als gewöhnliche Talente und Kenntnisse erfordernden, und mit zahlreichen Gefahren und Entbehrungen verknüpften Dolmetscherdienste, erteilt, so bittet F. Met- ternich, daß S. M. geruhen wollen, dem v. Wolfen- burg unter Bezeugung des ah. Wohlgefallens mit seiner eifrigen Verwendung eine Gratifikation von 100 Dukaten im Golde, wie einst in einem ähnlichen Falle dem Legationssekretär v. Hüfner be- williget wurde, allergnädigst anzuweisen.

Staatsrath v. Stifft, einstimmig mit den übrigen Volanten, ist der Meinung, daß S. M. dieses MS., da die Hofbibliothek mit demselben schon versehen ist, der ah. Privatbibliothek einzuberleihen, und das dafür zu bewilligende Geschenk aus der ah. Privatkassa verabfolgen zu lassen geruhen dürften.

Die Entscheidung, ob dieses arabische MS. der Hofbibliothek oder der ah. Privat- bibliothek einverleibt werden solle, hängt lediglich von dem Ermessen Sr. M. ab. Meines unvorgreiflichen Dafürhaltens scheint dasselbe mehr geeignet zu seyn, die Sammlung der orientalischen Manuscripte der Hofbibliothek zu bereichern, ohn- geachtet diese mit einem MS. des *Maqamat Hariry* bereits versehen ist, als der ah. Privatbibliothek zugetheilt zu werden, welche keine derley Sammlung besitzt, und wo dasselbe, allein liegend, ganz unbenützt bleiben würde. Die dafür angetragenen, aus der k. k. Privatkassa zu bezahlenden 100 Dukaten dürften zur Anschaffung anderer nützlicher und dem Zwecke, den sich S. M. bey Bereicherung ahdero Privat- bibliothek vorgesetzt haben, entsprechender Werke verwendet werden.

Wien den 12. Febr. 1825

Young

An J. Trauttmannsdorff

Ich theile Ihnen in der Anlage zwey Vorträge Meines Hof- und Staatskanzlers zu dem Ende mit, auf daß Sie, nach Einvernehmung Meiner Hofbibliothek, sich äußern, ob die Acquisition des in der Frage stehenden Manuscriptes für selbe erwünscht sey oder nicht. Preßburg 3. 8ten 1825 Franz.

Eine andere Erledigung findet der folgende Fall:

Der Irländer Lord Viscount Kingsborough, welcher sich den Wissenschaften überhaupt, und vorzugsweise gelehrten Forschungen im Gebiete der Altertumskunde widmet und ohne sich mit den politischen Interessen des Tages besonders zu befassen sich jederzeit an die Reihe der conservativen Partei hält hat ein voluminöses Prachtwerk über die mexikanischen Altertümer sowohl der Hofbibliothek wie der Privatbibliothek gewidmet.

Metternich beantragt die Verleihung des Kommandeurkreuzes eines k. k. Hausordens. „Eine derlei Belohnung für erwünschte Bereicherungen der k. k. Sammlungen sei nicht ungewöhnlich und pflege in solchen Fällen auch von anderen Höfen benutzt zu werden.“

Dieser Antrag regt den Bibliothekar Klonber zu folgenden Betrachtungen an: „Unstreitig müßte in einem Lande wie England, wo man für großartige Unternehmungen – und dazu gehört das vorliegende Werk – viel regen Sinn und zum Glück auch die Geldmittel hat, ein solcher Akt kaiserlicher Huld für die Wissenschaften von der besten fruchtbringenden Wirkung sein; denn so etwas wird durch die Zeitungen zur öffentlichen Kunde gebracht und würde bei der hohen Ehrfurcht, die man dort Landes vor dem erhabenen Namen Eurer Majestät hegt, manchen literarischen Freund für Oesterreich gewinnen helfen. Und Freunde dieser Art sind solchen öffentlichen Anstalten wie die Hofbibliothek allenthalben, zumal in jener schätzeichen Insel willkommen.“

Mag auch ein wenig Ehrgeiz oder Eitelkeit bei der Herausgabe eines mit so ungewöhnlichem Luxus ausgestatteten colossalen Werkes im Spiele gewesen sein, ein Ehrgeiz dieser Art mit solchen Früchten ist immer löblich, und würde in der angetragenen Art kaiserlicher Huld gewiß seine schönste Befriedigung und Aufmunterung finden.“

Darauf erhält Kingsborough den Orden der eisernen Krone zweiter Klasse.

Hatten die bisher angeführten Referate lediglich literarische und wissenschaftliche Fragen zum Gegenstande, so gleiten die beiden folgenden sachte auf das heikle Gebiet der Politik hinüber:

„Vortrag des Fürsten Metternich dd. 11. May 1831.“

mit welchem er ein Exemplar der Schrift des Professors Jarke in Berlin über die Pariser Revolution vom Jahre 1830 mit der Anfrage vorlegt: ob Ew. Majestät ihn zu autorisieren geruhenwolle, dem Verfasser Allerhöchsthre Zufriedenheit zu erkennen zu geben, und das dieserhalb an ihn zu erlassende Schreiben mit einem Geschenk von 100 Dukaten zu begleiten?

Der Fürst führt an: daß er den Jarke im vorigen Jahre hier in Wien persönlich kennengelernt habe; – daß derselbe sich unter den Berliner Lehrern und Schriftstellern durch die Reinigkeit seiner politischen und religiösen Grundsätze, so wie durch eine unermüdete Thätigkeit in Bekämpfung der revolutionären Irrthümer rühmlich auszeichne. Auch habe besagte Schrift bei allen Gutedenkenden großen Beyfall gefunden und könne daher zur Verbreitung richtiger Begriffe allerdings viel beitragen. In dieser Beziehung verdiene sie Euer Majestät gnädigste Berücksichtigung; und da sich von ihrem Verfasser fernerhin die nützlichsten Arbeiten erwarten ließen; so scheine es ihm (Fürsten) zweckmäßig den Jarke zu diesem Ende durch Anerkennung der gegenwärtigen aufzumuntern; daher obige Anfrage Eurer Majestät unterzogen wird. In diesem Buche erweist Jarke, daß die Revolution der Julitage sich in keiner Beziehung rechtfertigen lasse; und daß mithin die liberale Faction kein Recht hatte, die k. Dynastie des Thrones für verlustig zu erklären und die Charte umzuwerfen. Dann geht er am Schlusse seines Buches in allgemeine sehr löbliche Betrachtungen über; indem er zeigt, wie der Geist des Bösen und des Irrthumes allenthalben herumschleiche und durchzubringen sich bemühe; Seine Sprache ist klar – anständig – und frey von jeder leidenschaftlichen Bitterkeit. Meines Wissens ist über diese, noch ganz neue Schrift eine einzige Recension erschienen und zwar vor acht Tagen in den zu Leipzig herausgegebenen literarischen Unterhaltungsblättern sub. Nr. 127 et 128. allein auf den ersten Blick verräth sich die Tendenz dieses Artikels, denn der Recensent ist ein leidenschaftlicher Partheymann, und gerade Einer von denen, gegen welche Jarke zu Felde zieht. Ob nun Ew. Majestät den Verfasser bloß mit dem Ausdrucke der Allerhöchsten Zufriedenheit beehren; oder demselben auch noch das angetragene Geschenk per 100 # bei-

legen zu lassen, für dienlich finden werden, das wird die Allh. Gnade und Weisheit entscheiden. – Inzwischen kann man billig voraussetzen, daß bey einem Manne von so werthvollen Gesinnungen, dem es nicht um den Erwerb, sondern um die Förderung des wahrhaft Guten zu thun ist – schon die Überkommung einer von den für ähnliche Anlässe zu Geschenken bestimmten größeren goldenen Ehrenmedaillen eine gute Wirkung machen, und ihn aufmuntern würde fernerhin gegen das Übel rüstig anzukämpfen. Das oben angetragene Geldgeschenk könnte vielleicht Jarke's Gegnern Anlaß geben, ihm bey der Abfassung seiner Schrift falsche Motive, nämlich der Gewinnsucht zu unterschieben; und so seine reine Absicht die in einer so heiligen Sache selbst den Schein vermieden wissen will – in einem anderen Lichte darzustellen. Ob das Ararium oder die Allh. Privatkasse jene proponirten 100 # zu tragen hätte; darüber spricht Fürst Metternich sich nicht aus; wahrscheinlich hat er das Erste im Auge gehabt; indem er das Buch aus politischen Rücksichten empfiehlt. Wien, den 15. May 1831 Klobier.“

Auf den Vortrag des Fürsten Metternich.

Dem Professor in Berlin Jarke, haben Sie im Wege meines Gesandten daselbst nebst der Bezeugung meiner Zufriedenheit über dessen Mir eingesendetes Werk eine Medaille im Werthe von 24 #, um deren Überkommung sich an Meinen Oberstkämmerer Grafen Czernin zu wenden ist, zustellen zu lassen. Wien, den 8. März 1832 Franz.“

Karl Ernst Jarke, geboren am 10. November 1801 zu Danzig, gestorben am 27. Dezember 1852 zu Wien, war im Jahre 1825 zum Katholizismus übergetreten und 1826 außerordentlicher Professor an der juridischen Fakultät in Bonn geworden. Im November 1832 wurde er in die Staatskanzlei in Wien berufen, wo er in bescheidenem Wirkungskreise und mit noch bescheidenerer Entlohnung das Erbe von Friedrich Geng angetreten hat.

Als nächster tritt der Naturforscher Lorenz Oken auf den Plan mit seiner Zeitschrift „Zis“, die schon bei ihrer Gründung im Jahre 1831 eine schwere Belastungsprobe für die damals eben erst erlassene Pressfreiheit im Großherzogthume Sachsen-Weimar bedeutet und Goethe manch böse Stunde bereitet hatte¹:

¹ Vgl. den Vortrag Carl Vogels in der „Chronik des Wiener Goethe-Vereins, XI, 33 ff.“

„Vortrag des Grafen Sedlinitzky, de dato 9. Dezember 1832, über die von dem Professor Hofrath Ludwig [sic] Oken zu München durch den Baron Jaquin überreichte naturhistorische Zeitschrift Zis 1831 (Heft VIII bis X zusammengebunden):

Diese Hefte, welche einen ausführlichen Bericht über die bei der Versammlung der Naturforscher zu Hamburg im Jahre 1830 Statt gefundenen gelehrten Verhandlungen enthalten, hat mir Baron Jaquin auf schriftliches Ansuchen des Hofrathes Oken und mit Vorwissen des Grafen Sedlinitzky zu dem Ende übergeben; damit ich sie als einen von dem Verfasser dargebrachten Tribut der Ehrfurcht Eurer Majestät zu Füßen legen möchte. Hierauf geruheten Allerhöchstdieselben unterm 29. November 1831 dem Polizey-Präsidenten aufzutragen, sich über den Verfasser und dessen Werk umständlich zu äußern und anzuzeigen, ob nicht der Annahme dieses Bandes irgend ein Umstand im Wege stehe, und was im Falle dieser Annahme zu erwiedern wäre? Diesem Allh. Auftrage gemäß berichtet Graf Sedlinitzky: daß Hofrath Oken sich in früheren Zeiten durch die in religiöser wie in politischer Hinsicht anstößige Tendenz und durch den in leidenschaftlicher Verfection der verderblichsten Grundzüge des Zeitgeistes polemistrenden Ton seines Journals (Zis) so wie durch häufige Fehden mit anderen Literatoren auf eine ihm nachtheilige Weise bemerkbar gemacht habe. Allein bereits seit mehreren Jahren sei er in die Bahn der Ordnung und Mäßigung zurückgekehrt, und er habe seitdem weder durch seine Haltung und Verbindungen, noch in seinen Schriften, sowie er dermal ausschließend das Fach der Naturlehre mit der ihm eigenthümlichen allgemeyn anerkannten Klarheit behandelt, zu bedenklichen Wahrnehmungen Anlaß gegeben.“

In der neuesten Zeit sey zwar derselbe in einigen Konflikt mit den k. bayerischen Behörden gerathen, in dessen Folge er von der Münchner zu der Bamberger Universität versetzt wurde, dort aber seine Professorenstelle resigniert haben soll. Sein politischer Charakter hat sich hiebei durchaus nicht in einem ungünstigen Lichte gezeigt. Einen deutlichen Beweis seiner gebesserten schriftstellerischen Tendenz liefert der in der Rede stehende Band seiner Zeitschrift ‚Zis‘. Die darin verhandelten literarischen Objecte, sind in einer völlig unanstößigen Form dargestellt; wobei der Verfasser insbesondere über die unter dem Schutze Eurer Majestät emporblühenden, wichtigen naturhistorischen Sammlungen auf eine sehr empfehlende Weise sich ausspricht.

Übrigens liege der Grund, warum Oken den vorliegenden Band seiner *Isis* überreichen ließ, wie er denselben auch an mehrere hiesige Beamte und Gelehrte überreichte ohne Zweifel darin, daß Ev. Majestät die Gnade hatte dem in der Hamburger Versammlung zum Vorstand der seither hier Statt gehabten ähnlichen Versammlung erwählten Baron Jaquin die Ab. Bewilligung dazu zu ertheilen. Oken wollte nun gleichsam sein Dankgefühl für diese Allerhöchste Begünstigung der in ihrem ersten Ursprunge von ihm gestifteten Anstalt an den Tag legen. Diesemnach glaubt Graf Sedlinitzky daß Ev. Maj. den Band der Reden in Gnaden aufnehmen dürften, ohne jedoch der Annahme dieser Denkschrift deren Geldwerth sehr unbedeutend ist, irgend eine weitere Folge zu geben.
Wien, den 7. März 1833.

Ich lasse durch Baron Jaquin dem Hofrath Oken Meinen Dank bezeigen.
Wien, den 26. März 1833. Franz.

Den Beschluß möge eine Angelegenheit machen, die einerseits durch die Persönlichkeit, von der sie ihren Ausgang nahm, andererseits durch den Gegenstand, um den es sich handelte, die vorausgehenden Fälle an Interesse weit überragt. Über den Weltpriester Vinzenz Weintridt weiß man biographisch nicht mehr, als was Bauernfeld, der sein begeisterter Schüler und Anhänger war, in seinen „Erinnerungen aus Alt-Wien“ berichtet. Nicht einmal das Jahr seiner Geburt und seines Todes ist bekannt. Auch die Akten der Studien-Hofkommission bieten abgesehen von dem später zu erwähnenden Verhörprotokolle keine wesentliche Ergänzung. Weintridt ist eine moderne Giordano-Bruno-Figur, die aber – wie es der Fortschritt der Zeiten voraussetzt – nicht auf dem Scheiterhaufen, sondern als wohlbestallter Probsteipfarrer zu Nikolsburg endet. Er war zunächst als Erzieher in adeligen Häusern tätig und hat sich dadurch einen weiteren Gesichtskreis und weltmännische Umgangsformen angeeignet. Seinen Zögling Ludwig Grafen Lanckoronski hat er mit rührender Treue bis zu seinem frühen Tode gepflegt, der Tod desselben hat ihn so erschüttert, daß er fast ein Jahr hindurch seinen lehramtlichen Verpflichtungen an der Universität nur mit äußerster Anspannung nachkommen konnte und von der Behörde ihm aufgetragene Begutachtungen unerledigt liegen lassen mußte.

Schon als der damalige Kooperator an der Stadtpfarre zu den neun Chören der Engel „Am Hof“ im November 1808 zum Professor der Religionswissenschaft an der philosophischen Fakultät der Wiener Universität ernannt wurde, wollte die Kommission die Wahnehmung machen, daß sich Weintridt eines Vortrages bediene, der ihn zwar als Kenner der neuesten philosophischen Lehrgebäude darstelle, der aber auch die Fassungskraft eines großen Theils seiner Schüler übersteigen würde. Nach zehnjähriger Lehrtätigkeit geriet er in einen schweren Konflikt mit der Studien-Hofkommission. Die Beurteilung von Prüfungs-Elaboraten scheint ihm überhaupt höchst widerwärtig und lästig gewesen zu sein. Immer wieder mußte er gemahnt werden, einmal wurde sogar zu dem Mittel der Gehaltssperre gegriffen, das ihn um so empfindlicher treffen mußte, als er sich ständig in Geldverlegenheit befand. Zwei Arbeiten jedoch, an deren Erledigung der Behörde besonders viel gelegen war, waren überhaupt nicht von ihm zu erhalten. Die eine war eine Neubearbeitung des Lehrbuches des Hofburgpfarrers Trint, seines unmittelbaren Vorgängers im Lehramte, die zweite die Beurteilung der Vorlesungen seines Prager Kollegen Bernhard Bolzano (1781 bis 1848), dessen hervorragende Stellung in der Geschichte der Philosophie Robert Zimmermann in den Sitzungsberichten der Philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften (III, 163 ff.) gewürdigt hat. Seit einer Reihe von Jahren waren nämlich Anzeigen eingelaufen, daß Bolzanos Vorlesungen sich von der Lehre der Kirche entfernen. Am 10. August 1819 wurde Weintridt von dem Regierungspräsidenten Freiherrn von Reichmann einem eingehenden Verhöre unterzogen. Er erklärt, zum Behufe der Neubearbeitung des Trint'schen Lehrbuches habe er sich mit den neuesten Erscheinungen in der Literatur seines Faches vertraut machen müssen, die damals besonders zahlreich gewesen seien, wegen der doppelten Wendung des philosophisch-theologischen Zeitgeistes auf den Mystizismus und – aus Veranlassung des mit so lautem Jubel gefeierten Reformationsfestes – auf den Protestantismus“. Zudem seien ihm wiederholt anonyme Briefe zugegangen, in denen ihm das Verkehrte und Sündhafte des bisherigen philosophischen Religionsunterrichtes vorgehalten wurde mit der Aufforderung, in seinen Vorträgen zur einfachen Wahrheit des Evangeliums zurückzukehren. Während der inneren Kämpfe, die diese Studien und Erfahrungen im Gefolge hatten, „erhielt ich auf amtlichem Wege das Manuskript der zum Drucke bestimmten Vorlesungen meines Kollegen Bolzano zur Beurteilung

und fing an mit der größten Begierde es zu durchlesen. Seine Hauptbedenken entstanden über die vielen nicht nach der Vulgata, sondern nach dem Grundtexte angeführten Schriftstellern.“ Hier stößt Weintridt als katholischer Theologe zum ersten Male auf eine wesentliche Lücke seiner wissenschaftlichen Erkenntnis. „Alles philosophische Studium wurde nun beseitigt, und ich fieng an, in allen Stunden, die ich gewinnen konnte, die Schrift zu studieren... Und nun beginnt die traurigste und schmerzhafteste Zeit meines Lebens... Der Gedanke, daß auf mein Votum als Professor des Faches das größte Gewicht gelegt werde, und daß entweder die Kränkung des verdienstvollen Mannes oder die Guttheißung des Irigen in seinem Werke hauptsächlich mir könnte zur Last gelegt werden, war mir die größte Folter.“ Auf den Vortrag der Studien-Hofkommission, mit dem das Verhörprotokoll unterbreitet wurde, resolvierte der Kaiser am 7. Januar 1820: „Da Professor Weintridt... schriftlich selbst bekennt, daß durch Lesung von Schellings und Spinozas Schriften seine Grundsätze erschüttert wurden und für ihn hieraus eine neue Überzeugung hervorging, daß er... durch Bolzanos Manuskript auf eine wesentliche Lücke in seinem Wissen aufmerksam gemacht, anfieng die Schrift zu studieren, woraus für ihn von allen Seiten ängstigende Zweifel entstanden, ... was er glauben und lehren soll; so kann er nicht weiter bei der Kanzel der Religionslehre für Schüler der Philosophie belassen werden.“ Er teilte also das Schicksal Bolzanos, der fast gleichzeitig von seinem Prager Lehramt enthoben wurde. Mehrere Jahre lebte er ohne Amt in Wien. In seinen Abendgesellschaften trafen sich Bauernfeld, Franz Schubert, Moriz von Schwind mit Angehörigen der Aristokratie, dem Grafen Kasimir Lanckoronski, Vater des jetzt noch lebenden Kunstfreundes Karl Grafen Lanckoronski, dem Grafen Stadion u. a. 1824 wurde er Dechant in dem niederösterreichischen Weinbau-Städtchen Neß, 1843 wurde er von der fürstlichen Familie Dietrichstein auf die Propstei-Pfarre zum hl. Wenzel in Nikolsburg berufen. Im Juni 1827 hatte Weintridt von seiner Pfarre in Neß aus dem Bibliothekar Young zwei kostbare Kodizes mit der Bitte übergeben, dieselben dem Kaiser zur Einsicht vorzulegen. Der eine derselben, ein Missale, wurde sofort zurückgeschickt, der zweite aber erregte das Interesse des Kaisers in hohem Grade. Er war auch dazu angetan: Er enthielt nämlich Albrecht Dürers *ἀποδοκασαλλα*, das Fächterbuch. Am 13. Juni fragt Young nach dem Preis des Manuskriptes. Am 3. Juli antwortet Weintridt: „Warum darf ich es nicht als schwaches Zeichen unbegrenzter Ehr-

furcht und Unterwürfigkeit meinem Herrn zu Füßen legen? Doch – es ist sein Wille. Diesem zu Folge erkläre ich, daß ich jede Summe, die Sie, hochverehrter Herr Hofrat, als Preis bestimmen werden, schüchtern aber dankbar annehmen werde, daß mir aber mehr als die großmüthigste Bezahlung der Gedanke gilt: Der Kennerblick Sr. Majestät ruht zuweilen wohlgefällig auf diesen sicheren kühnen Federzügen des alten Meisters mit Wohlgefallen.“ Daraufhin blieb nichts übrig, als die Handschrift durch Sachmänner schätzen zu lassen. Als solche wurden in Aussicht genommen: der Kustos der Hofbibliothek Kopitar, der Direktor der Albertina Nechberger und der Universitäts-Bibliothekar Regierungsrat Riedler. Nechberger schätzte ihn auf 300, Riedler auf 20 Dukaten. Kopitar lehnte zunächst eine bestimmte Schätzung ab, machte aber darauf aufmerksam, daß nach Eberts bibliographischem Lexikon auf der Breslauer Bibliothek sich ein Exemplar, und in der Ambrasers Sammlung ein drittes Exemplar befinde, welch letzteres der verstorbene Kustos Primisser im Verein mit dem Zeichner Fendi lithographiert herausgeben wollte. Er rät daher, das Ambrasers Exemplar zu vergleichen und den Zeichner Fendi zur Schätzung heranzuziehen. Fendi sprach sich über den Kunstwert sehr günstig und mit vieler Wärme aus. Die Angabe, daß sich in der Ambrasers Sammlung eine Wiederholung oder Fortsetzung des Weintridtschen Kodex finde, sei nicht zutreffend. „Gering, sehr gering gerechnet,“ sagte Fendi, „sei der Wert des fraglichen Kodex wenigstens 100 Dukaten. Man bedenke,“ fügte er hinzu, „wie theuer oft die Hofbibliothek einzelne, selbst kleinere Stücke von Dürer bezahlte. Im Auslande, wo man auf derlei Seltenheiten förmlich Jagd macht, gäbe man vielleicht das Doppelte.“ „Das ist das Urtheil des Kabinettszeichners Fendi“ – fügt Young in seinem Referat an den Kaiser hinzu – „der übrigens ein sehr bescheidener Kunstfreund zu sein scheint.“ Zum Schlusse macht aber Young darauf aufmerksam, daß Weintridt, als ihm Nechberger seinerzeit den Preis von 300 Dukaten nannte, sich damals schmeichelte, weit mehr zu erlangen. Auf dieses Referat resolvierte der Kaiser am 12. August 1827:

„Sie werden auf eine gute Art in Erfahrung zu bringen trachten, ob nicht Weintridt für seine Handschrift einer Ablösung derselben in baarem Gelde, lieber die Überkommung irgend eines wertvollen Kirchengeraätes, oder allenfalls das Duplikat eines Prachtwerkes aus Meiner Privatbibliothek vorziehen möchte.“

Inzwischen war Young erkrankt und am 14. Februar 1829 gestorben. Der Dürer-

Kodex ruhte in der Bibliothek und die ganze Frage der definitiven Annahme und Bezahlung ruhte gleichfalls.

Nach sechs Jahren, im Juli 1833 wandte sich Weintridt persönlich an den Nachfolger Youngs, Kloyber, mit der Bitte, eine Entscheidung des Kaisers in dieser Angelegenheit herbeiführen zu wollen. Er habe den erwähnten Kodex von dem Apotheker Süß zu Graz, der anfangs 200 Dukaten dafür wollte, um 20 Dukaten erstanden. Bei seiner nichts weniger als einträglichen Pfarre (denn sie werfe ihm bloß 600 fl. ab) müsse er unumwunden gestehen, daß er eine bare Summe einem anderen allergnädigsten Geschenke vorzuziehen sich leider in der Lage sehe.

Auf den Bericht Kloybers resolviert der Kaiser am 13. August 1833 aus Theresienstadt: Sie haben dem Rezer Pfarrer Weintridt für das mir überreichte Kampfbuch des Albrecht Dürer Einhundert Dukaten in Gold, welche Ihnen aus Meiner Privatkassa zukommen werden einzuhändigen.“

Damit war aber die Angelegenheit nicht abgeschlossen. Bevor Kloyber noch die 100 # aus der Privatkassa erhalten, hatte er beim zufälligen Durchblättern der Jenaischen Literaturzeitung, Seite 90, bei dem Artikel „Zukunft“ unter andern auch folgende Notiz gefunden: „Ein Theil oder gar das ganze Manuskript von Dürers Kampfbuch (*OILAOIATAΣKAAIA*) befindet sich auf der Magdalenen-Bibliothek zu Breslau.“ Er fragt sofort den Kaiser, ob er sich darüber in Breslau erkundigen solle. Bevor noch der Betrag zur Auszahlung gelangt war, erhielt Kloyber vom Kaiser den Auftrag, sich vor Erfolgslaffung jener Summe genau zu erkundigen, ob das Vorgeben der Jenaer Literatur-Zeitung vom Jahre 1817, daß das erwähnte Kampfbuch im Original auf der Magdalenen-Bibliothek zu Breslau existiere, richtig sei.“ Um Gewißheit zu erhalten, wandte sich Kloyber an den „an der dortigen Bibliothek angestellten, mit altdeutschen Schriften bekannten und in der Sache kompetenten Richter Heinrich Hofmann (von Fallersleben)“. Aus dessen Antwort geht hervor, daß der ehemalige Bibliothekar Büsching irriger Weise die Sage aufgebracht habe, als besitze Breslau das Original des Dürerschen Kampfbuches. Dem sei aber nichts weniger als so, denn der unter diesem Namen vorhandene Kodex sei nichts weiter als eine miserable Kopie aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts. Ungelesen hält Hofmann das Original 20 Louisd'or wert. Jetzt erst wurden dem Pfarrer Weintridt die 100 Dukaten ausbezahlt, über die er am 26. Oktober 1833 quittiert.

Wenn der alte Kaiser in den letzten Jahren die Reihen seiner Bücherschränke entlang schritt, mochte ihn der Gedanke quälen, was wohl mit dieser Sammlung, die er sein ganzes Leben hindurch mit Liebe gepflegt, der er manche Stunde der Erheiterung und Erhebung in trüben Zeiten verdankte, in wenigen Jahren geschehen würde. Um sie vor einer Zersplitterung unter seine Erben zu bewahren, traf er in seinem Testamente, das er wenige Stunden vor seinem Tode mit zitternder Hand unterschrieb, u. a. die Verfügung: „Meine Privatbibliothek, Zeichnungen und Kupferstichsammlung errichte Ich zu einem Primogenitur-Fideikommiss für meine männlichen Nachkommen. Sollten sich darunter, so wie im Garten in der Vorstadt, Gegenstände befinden, welche aus dem Nachlasse Kaiser Josephs oder Kaiser Leopolds herrühren, so rechne Ich auf die bereits erklärte Bereitwilligkeit Meiner Brüder und Neffen, sie bei dieser Sammlung oder im Hause belassen zu wollen. Die Landkartensammlung und die darinnen befindlichen Familienbilder sollen auch zum Fideikommiss gehören, mit Ausnahme der etwa darunter befindlichen ärarischen Gegenstände; worüber nöthigen Falls Mein Bibliothekar Kloyber Auskunft geben wird.“

Nach dem am 2. März 1835 erfolgten Tode des Kaisers Franz wurde sein Sohn und Nachfolger Ferdinand Besitzer der Bibliothek, und er blieb es trotz seiner Abdankung am 2. Dezember 1848 bis zu seinem Tode am 29. Juni 1875. Jetzt erst rückte Kaiser Franz Joseph in den Besitz des Primogenitur-Fideikommisses ein.

Nicht weniger als fünfmal war die Bibliothek – nicht zum Vorteil einer tadellosen Erhaltung der Bestände – zur Übersiedlung innerhalb der alten und neuen Hofburg gezwungen. Im Jahre 1907 endlich wurden ihr durch das energische Eingreifen des Thronfolgers Franz Ferdinand eine Flucht von einundzwanzig Räumen im Ringstraßen-Trakte der neuen Hofburg zugewiesen. Hier endlich konnten die inzwischen angewachsenen Bestände in einer Weise aufgestellt werden, die auch die wundervollen Einbände, meist Arbeiten der Wiener Buchbindermeister Heinrich Buchholz, Thomas Hofner, Friedrich Kraus, entsprechend zur Geltung kommen läßt. Aus den Fenstern öffnet sich eine prächtige Fernsicht auf den Heldenplatz mit den Reiterstandbildern des Prinzen Eugen von Savoyen und des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, dann auf die Monumentalbauten der Ringstraße; das Ganze ist überragt von den grünen Wellenlinien der Ausläufer des Wienerwaldes.

Am 30. November 1916 bewegte sich über den Heldenplatz der Leichenzug des Kai-

fers Franz Joseph. Die Fenster der Bibliothek waren dicht besetzt mit Hofbeamten und ihren Angehörigen. Ich stand allein in einer Fensterbank, die einen weniger günstigen Ausblick bot. Als der prunkvolle Wagen mit dem Sarg des Kaisers in der tiefen Wölbung des „neuen“ Burgtors, das vor nicht ganz hundert Jahren an Stelle des 1809 von den Franzosen gesprengten „alten“ Burgtors erbaut worden war, und über dessen Architrav in mächtigen Lettern der Wahlspruch des Kaisers Franz: *Justitia Regnorum Fundamentum* prangt, verschwunden war, wurde ich durch einen Fall in meiner nächsten Nähe aus meinen Betrachtungen aufgeschreckt. Eine kleine Wachsoffizier, ein Brustbild des Kaisers Franz, die seit nahezu einem Jahrzehnt in der Fensterbank hing, war ohne sichtbare Ursache zu Boden gefallen. Es hatte keinen wesentlichen Schaden genommen, nicht einmal das Glas war zerprungen. Als ich es aufhob, um es wieder an seine Stelle zu hängen, konnte ich mich eines leichten Schauders nicht erwehren: Unwillkürlich mußte ich an das Napoleon-Medaillon in Goethes Arbeitszimmer denken. Sollte es vielleicht eine Vorbedeutung sein, daß die Lage dieser Lieblingschöpfung des Kaisers Franz gezählt seien? Nur zu bald sollte sich ihr Geschick erfüllen. Es kamen die traurigen Novembertage des Jahres 1918. Mit einem Gesetze vom April 1919 wurde die Familien-Eidekommissbibliothek, für die niemals ein Kreuzer aus Staatsgeldern verwendet worden war, als Staatseigentum erklärt. Im Unterrichtsministerium erklärte mir ein maßgebender Herr: „Was wird jemand tun, dem durch eine Erbschaft zwei Villen zugefallen sind? Er wird eine verkaufen!“ Und darnach wurde gehandelt. Nichts half mein Hinweis auf den historischen Zusammenhang, auf den geschlossenen Charakter der Sammlung, auf den Umstand, daß ein gedruckter Realkatalog in drei starken Folioebänden sich in allen größeren Bibliotheken des In- und Auslandes befand, für alle kommenden Zeiten eine beredte Anklage gegen die Zerstörung dieses Organismus. Auf alle Vorstellungen gab es nur eine Antwort: „Der Jude wird verbrannt!“ Die Porträtsammlung wurde der Nationalbibliothek einverleibt, die Bibliothek aber sollte verschwinden. Zu allererst mußte der Dürer-Codez dran glauben. Er wurde in die graphische Sammlung Albertina übertragen. Die Vorstände der staatlichen Sammlungen wurden durch ein Rundschreiben eingeladen, sich auszuwählen, was ihnen paßte. Sie haben verhältnismäßig wenig davon Gebrauch gemacht.

Die Bestände aus der Francisceischen Zeit sind in einem großen Saale aufgestellt,

dessen geschlossene Reihen und Wände mit den prächtigen Bücherrücken auf jeden, der zum ersten Male eintrat, einen überwältigenden Eindruck machten. Heute klaffen in diesen Wänden reihenlange Lücken. Sind die Werke, die hier stehen sollen, etwa zu wissenschaftlichem Gebrauche entlehnt? Keineswegs! Sie sind zum Antiquar gewandert, weil – diese Werke auch in der Nationalbibliothek vorhanden sind. Ich möchte gern wissen, ob es dem preußischen Ministerium, das gewiß nicht weniger antidynastisch eingestellt ist, beigefallen ist, die Hohenzollern-Bibliothek zu zerpfücken, und ob es dabei die bereitwillige Zustimmung und Mithilfe hervorragender Bibliotheksfachmänner gefunden hätte.

Die Antwort auf diese Frage haben Sie, hochverehrter Jubilar, inzwischen selbst gegeben, indem Sie in unserem Wiener Jahrbuch deutscher Bibliophiler „Die Königlich-Preussische Hausbibliothek“ ebenso anziehend wie sachkundig geschildert haben. Nehmen Sie diesen Versuch, Ihrer Arbeit ein österreichisches Gegenstück an die Seite zu stellen, nachsichtig auf.